

gleich; der Satz, Sein sei „Sprache, d. h. Sichdarstellen“, klingt nun einmal mißverständlich, legt jedenfalls das Bedenken nahe, der Verf. scheidet die Möglichkeit eines anderen als des menschlichen Bewußtseins im Ernst a priori aus: „Es gibt kein mögliches Bewußtsein, und wäre es noch so sehr ein unendliches, in dem die Sache, die überliefert wird, im Lichte der Ewigkeit erschiene“ (448).

Weiterhin — um aus der Fülle der anregenden Problematik noch den einen Punkt herauszugreifen — bleibt zu fragen, ob die „Methode“ der modernen Geisteswissenschaften tatsächlich als Objektivismus und Methodologismus zu brandmarken und so stark abzuwerten sei, wie G. es dem Buchstaben nach tut. Daß sie „Sicherheit“, „Gewißheit“ will und durch methodische Bedingungen zu garantieren sucht, von da aus aber zugleich Analogien zum Methodenideal der Naturwissenschaften aufweist, ist doch ein berechtigtes, sehr humanes Anliegen. Wie wenig alle subjektiven Faktoren auszuschalten sind, wie sehr der Mensch selbst, der Forscher und Beobachter, in den Prozeß der wissenschaftlichen Erfahrung einzuschalten ist, das stellen ja auch die Naturwissenschaften immer deutlicher heraus. Der Verf. ist auf diese Parallele nicht eingegangen. Jedenfalls weiß Wissenschaft sich an die Forderung möglicher Methode gebunden, und die Aussage, Grenze der Methode bezeichne nicht ebenso Grenze der Wissenschaft (465), dürfte auf entschiedenem Widerspruch stoßen. Daß Wissenschaft nicht eo ipso „objektive Wissenschaft“ im Sinne des neuzeitlichen, an der Naturwissenschaft ausgebildeten Wissenschaftsbegriffs heißen müsse, dafür ist schon Husserl eingetreten (vgl. „Die Krise der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie“). Doch Methode gehört zu Wissenschaft überhaupt. Wahrheit dagegen, das sei gerne zugegeben, begegnet dem Menschen nicht notwendig nur auf dem Wege wissenschaftlicher Methode. H. O g i e r m a n n S. J.

Newald, R., *Nachleben des antiken Geistes im Abendland bis zum Beginn des Humanismus. Eine Überschau.* 8^o (XIII und 454 S.) Tübingen 1960, Niemeyer. 32.— DM.

Fast drei Jahrzehnte ging der bekannte Literarhistoriker der Frage nach, in welchem Maße abendländische Kultur von antikem Geistesgut durchdrungen wird. In einem zweibändigen Werke sollte das Ergebnis dieser Forschungsarbeit zusammengefaßt werden. Der im Jahre 1954 verstorbene Verf. hinterließ das Manuskript des ersten Bandes druckfertig (vgl. Vorwort). Nach dem Untertitel will das Werk alle Sonderfragen beiseite lassen und eine großzügige Zusammenschau geben vom Nachwirken antiken Geistesgutes.

Im Abschnitt „Grundlagen“ (1—45) untersucht der Verf. zunächst jene Faktoren, welche die jeweils verschiedene Reaktionsart auf das antike Geistesgut bestimmen. Dieses bleibt tote Masse, wenn es nicht zum geistigen Erlebnis wird. Die einem solchen historisch bedingten Erlebnis zugrunde liegenden Faktoren werden aus dem Wesen des Individuums und der Gemeinschaft erschlossen. Die nähere Bestimmung dieses Vorganges, der sich jenseits der Ratio abspielt, ist begrifflich mehr andeutbar denn faßbar. Das griechische Wort *Kairos*, bezeichnend den günstigen Zeitpunkt, das Aufgehen und Keimen eines fruchtverheißenden Samenkornes, ist einer jener charakteristischen Begriffe, die in den geistigen Lebensvorgang vom Nachleben der Antike hineinführen. Mit dem Kairosproblem ist das der *Fortuna* verbunden, da der Erfolg zum Maßstab wird. Das Geheimnis des Erfolges für den Kairosmenschen liegt darin, daß er den Ruf der Zeit versteht und die gegebenen Verhältnisse ausnützt. Ausdruck der stilbestimmenden Macht des Kairos sind jene Worte, die die einzelnen Epochen der Literaturgeschichte kennzeichnen (Renaissance, Humanismus, Klassik usw.). Wenn auch der Kairos gleichsam den Schatten aus dem Totenreiche Leben und Gestalt verleiht, dann bleibt dennoch viel Unerfülltes übrig, weil Antike nicht so erlebt werden kann, wie sie das Altertum erlebte. Diesem Nacherleben dienen die Übersetzungen, die das zeitlose Original dem Zeitgenossen verlebendigen wollen. Eine solche Phase in der Geschichte des Nacherlebens ist abhängig vom Kairos, von der Kongenialität zwischen Autor und Übersetzer, von dem Mitschwingen des Zeit- und Formgefühles, vom gleichgerichteten Stil. Als „gesunkenes Kulturgut“ lebt Antike weiter in der langsam sich bewegenden Unterschicht von Brauch, Sitte, Mimus und Märchen. Hierbei umfaßt Antike Römertum, Griechentum und Spätantike. Letztere ist Mittlerin zwischen klassischer Antike und den späteren Jahrhunderten. Spätantike

ist nicht nur durch den Auflösungsprozeß bestimmt, sondern zeigt auch einen lebendigen Kampf um den Besitz geistiger Güter auf verbreiteter Grundlage. Spätantike ist einmal gekennzeichnet durch den Synkretismus und dann durch jene Strömung, welche die Reinheit der Überlieferung zu wahren sucht. Der Synkretismus löst die klassische Kultur Griechenlands auf und überdeckt sie mit ungrichischen Elementen und Formen. Nach Auflösung der griechischen Stadtkultur übernehmen das Vermächtnis der Antike Apologeten, Kirchenväter und die Klöster. Eine besondere Pflege erfährt die Antike durch die spätmittelalterliche Stadtkultur. Das mittelalterliche Kaisertum mit seiner Idee der Fortsetzung des römischen Weltreiches gewann aus dem antiken Gedankengut Form und Ansehen (171 175 177).

Spätantike und Mittelalter vermittelten antikes Geisteserbe; die Sonderaufgabe des Mittelalters war es, die antiken Reste im christlichen Weltbilde unterzubringen. In den verschiedenen Bereichen mittelalterlicher Kultur wurde diese Aufgabe gelöst (45—374). Dies fand seine Unterstützung in der gemeinsamen lateinischen Sprache. Das als „totlebendiges Latein“ (314) gekennzeichnete Latein des Mittelalters war eine Doppelsprache: einmal handelte es sich um eine lebendige Sprache, die sich mit dem Sprechenden und Schreibenden in lebendiger Bewegung befand und somit zahllosen Wandlungen unterworfen war. Bilder, Vorstellungen und Gedanken wurden aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang herausgerissen (309 312 314). Von dieser Sprache hob sich ab die zeitlose Monumentalität der klassischen Texte. Schwer lastete diese lateinische Sprache auf der künstlerischen und sprachlichen Formgebung. Diese Gebundenheit ging auf Kosten des Schöpferischen (285). Gleichzeitig mit der Sprache übernahm man auch den Stoff der einzelnen Wissensgebiete (319). Diese mit der Spätantike anhebende lebendige Tradition entfaltete sich in Dichtung, Philosophie und Theologie. Sie erreichte ihren Höhepunkt in Thomas von Aquin und Dante. Die Harmonie von Philosophie und Theologie, Antike und Christentum kennzeichnet diese Epoche. In der Folgezeit wird diese Einheit zerstört; mit dem lateinischen Averroismus setzt das Zerstörungswerk ein (351); man wird der mittelalterlichen Form der Exempla und Autorens müde, es begann eine völlige Neuorientierung an den antiken Formen (375). Dieser Umschwung in der geistigen Aneignung der Antike ist mit dem Namen Petrarca verbunden. Er, der Ahnherr der Philologen und Textkritiker, suchte die verwarholten lateinischen Texte in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen, besann sich auf den Ursprung und sah in antikem Geistesgut einen absoluten Wert. Die früheren Maßstäbe wurden verschoben: es sank die Autorität, und es stieg die menschliche Souveränität. Der antike Autor wurde als in sich geschlossene Persönlichkeit gewertet (424).

Diese anregende und sehr fruchtbare Untersuchung entstand aus der Erkenntnis von der Notwendigkeit einer zusammenfassenden Schau, um einer geistigen Zersplitterung zu begegnen. Der Verf. weiß dabei um eine andere doppelte Gefahr (vgl. Vorbemerkung): die einer subjektiven Akzentverschiebung wie die des oft notwendigen Verzichtes auf tiefere geistige Durchdringung. Die unbestreitbare Fruchtbarkeit einer solchen Synthese liegt wohl darin, daß sie den scharfsinnigen Kleinarbeiten mit ihrer Fülle von Beziehungen neue Gesichtspunkte abgewinnt, da sie diese in weite geistige Räume hineinstellt. Der Verf. meint, der Analyse müsse die Synthese folgen; besser ist es, wenn beide zusammengehen. K. E n n e n S. J.

Heberer, G., und Schwanitz, Fr. (Herausg.), *Hundert Jahre Evolutionsforschung. Das wissenschaftliche Vermächtnis Charles Darwins*. gr. 8^o (458 S.) Stuttgart 1960, Fischer. 72.— DM.

Eine große Zahl meist international bekannter Autoritäten der biologischen und anthropologischen Forschung hat hier gleichsam eine literarische „Ernte des Darwinjubiläums“ gehalten. Zugleich ist das verdienstvolle Werk eine Übersicht über den derzeitigen Stand der Evolutionsforschung. Wir können von den 17 Arbeiten des Werkes nur die wesentlichsten herausheben. Die 1. Arbeit stammt von J. Huxley (London) und hat zum Titel „Darwin und der Gedanke der Evolution“. H. weist darauf hin, daß die Bedeutung Darwins uns nicht veranlassen darf, das Andenken von Wallace zu verdunkeln, der unabhängig von Darwin das Prinzip der Auslese gefunden hatte. Er legt dann dar, wie Darwins Werk die Prüfung durch die Zeiten überstanden hat, wie die moderne Genetik die wesentlichsten Einsichten Darwins